

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 149

Posen, den 3. Juli 1929

3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse
von Wilhelmine Fleck.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mir ist ja bisher nichts weiter über ihn zu Ohren gekommen, als was wohl auch über andere Ehemänner gemunkelt wird, wenn sie jung und lustig sind, und was eine kluge Frau nicht groß beachtet. Aber hier muß ein sonderliches Vergehen irgendwo verborgen stecken.“

„Du meinst?“ stieß sie hervor und umklammerte seinen Arm. Ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Katze.

„Nun, weshalb hätte er sonst diese abscheuliche Pestwärterei auf sich genommen? Zur Lustbarkeit tut doch kein gescheiter Mensch dergleichen. Seine Rechnung beim Himmel muß also arg belastet sein. Du hättest ihn nicht so lange allein lassen sollen, Telse.“

„Sollt ich hier an der Pest sterben?“

„Vielleicht stirbst du künftig am Verdruß.“

„Wenn ich nur wüßte — wer — und wo —“, zischte sie. „Den Hals könnt' ich ihr umdrehen.“

Sie warf den Kopf hin und her, und die Tränen liefen ihr übers Gesicht. Gottschalk legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ruhig Blut, Schwester. Mit Schreien und Toben fängt man keine Fische. Aber ich werde wachen, und verlaß dich drauf, hat er gegen dich gefehlt, so soll's ihm übel ergehen, so wahr ich Gottschalk Bardewiel heiße. Ich habe noch immer herausgebracht, was ich herausbringen wollte.“

„Vor allen Dingen gib acht, ob du irgendeine Dirne die Rubinen tragen siehst. Du kennst sie doch?“

„Frau Beatas berühmte Schnalle? Gewiß kenn' ich sie. Aber —“ er zuckte die Achseln, „das wird schwer halten. Lübeck ist groß, und der Dirnen sind viele. Aber immerhin — ich habe gute Augen, und vielleicht hab' ich auch Glück.“

Man ging jetzt daran, die leeren Stühle im Rat wieder zu besetzen. Herrn Hinrichs Nachfolger ward Herr Hermann Gallin, und unter den neugewählten Ratmännern befand sich, wie männiglich erwartet hatte, Johann Wittenborg.

Beifälliges Murmeln durchlief die Stadt. Der gute Junker mit den freundlichen Augen und der allezeit offenen Hand im Rat? Besser konnte es gar nicht kommen. In der frühen Dämmerung des Tages, da die Ratmänner in feierlichem Zuge zur Marienkirche geschritten waren, das Sakrament empfangen und den Eid geleistet hatten, trat Hinrich Paternostermaker bei Johann ein.

„Das ist recht. Ich freue mich, daß auch du kommst, wir Glück zu wünschen.“

Der Häretiker machte eine abwehrende Bewegung. „Ich komme nicht um Eitelkeit willen, mein Freund. Mahnen wollt' ich dich. Bisher warst du nur deines mächtigen Vaters Sohn, ein lustiger Geschlechterherr. Die Zeit ist vorbei. Johann Wittenborg, der Junker, und Johann Wittenborg, der Ratmann, sind nicht mehr derselbe.“

„Ich weiß, daß ich Verantwortung trage, die schreckt mich nicht. Im Gegenteil. Manches lastete bisher auf mir. Jetzt fühle ich mich wie ein Felle, dem man die Fessel gelöst hat.“

Paternostermakers glühende Augen wichen nicht von ihm. „Und wirst du immer deines Eides gedenken?“

Johann lachte. „Seltsame Frage!“

„Der Ratsherreneid ist nichts Geringses. Du gelobtest zu richten, den Armen wie den Reichen und den Reichen wie den Armen.“

„Ich habe die Worte nicht leichtfertig hergeplappert.“

„Ich glaub's dir. Aber es ist ein Fehler, daß immer nur Reiche auf den Nichtstühlen sitzen, immer. Und doch gilt vor Gott nicht die vergängliche Habe, sondern der ewige Geist.“

Johann zuckte die Achseln. „Was ist dabei zu tun? Auf weiten Reisen, in großen Handelsgeschäften erwirbt der Ratmann das Wissen, das im Verkehr mit der Hanse und den Fürsten unserer Stadt frommt. Willst du jeden Ratmann erst arm machen, bevor er sein Amt antreten darf? Dann würdest du nicht viele dazu willig finden.“

„Du weißt, wie ich's meine“, sprach Paternostermaker. „Wir redeten oft darüber, und du wußtest nichts dagegen einzuwenden. Die Ungerechtigkeit ist groß in der Welt, und die Geschlechterherren hüten ihre Macht wie der Drache das geraubte Gold. Ja, geraubt; denn höre, was alte Schriften über unseres Landes Vorzeit berichten, wo im Ring aller freien Männer das Recht gesprochen wurde und alle freien Männer sich den Führer erkoren. Damals gab es keine ‚Ratsverwandte‘ und keine ‚Geschlechterherren‘. Man sagt, Stadtlust mache frei, aber manchmal bezweifle ich, daß es so sei. Hütet Euch, Johann. Jede Ungerechtigkeit zieht ihre Strafe hinter sich her wie ein Mann seinen Schatten, und es ist ein Unrecht, daß ihr neidisch die Zünfte ausschließt vom Rat.“

Johann strich sich sinnend durchs Haar.

„Vielleicht ist auch Neid auf Seiten der Zünfte. Ich weiß, daß es wackere und geschickte Männer unter ihnen gibt, aber kann ich das Gesetz ändern?“

„Du allein nicht. Aber du kannst Gedanken wecken, Funken entzünden, die zur Flamme werden. Nicht von heute auf morgen, nein. Das Recht ist wie eine Eiche und wächst langsam wie sie.“

„Du selbst könntest zu Rat gewählt werden“, sagte Johann nachdenklich. „Das würde sich machen lassen. Das Gesetz schließt nur die eigentlichen Handwerker aus.“

Aber der Häretiker flammte auf. „Ich würde keine Wahl annehmen, auch wenn sie auf mich fiel. Wir Brüder des freien Geistes kämpfen nicht für uns selbst, noch um irdische Ziele. Uns ist es nur um das Recht zu tun. Um das Recht.“

— Als Paternostermaker das Haus verließ, kam von der andern Seite Herr Bernhard Oldenborch daher. Auch er war in den Rat gewählt worden, und begleitet von fackeltragenden Knechten, zog er zum Ratsherrenschmaus. Er trug die würdig-schlichte Amtstracht, doch tröstete ihn das Bewußtsein des neuen Ranges über das Aufgeben des farbenprächtigen Mäntelchens.

Wie ein Aufhorchen ging's über sein Gesicht, als er den Häretiker aus Johanns Hause treten sah. „Ei, ei, bestand diese Freundschaft immer noch? Was hatte der Ratsherr der Stadt Lübeck zu schaffen mit einem Manne, dem der Ruf geheimnisvoller Gefährlichkeit anhing, der nicht die Sakramente ehrte und, wie man sagte, an keiner Lustbarkeit teilnahm? „Wir werden dir auf die Finger sehen müssen, Johann Wittenborg“, dachte Herr Bernhard, und um seine Lippen flog ein befriedigter Zug.“

Des andern Morgens, Johanns Kopf war, es muß gesagt werden, noch etwas wirr von der „Ratsherren-Röft“ des vorigen Abends, kamen seine sämtlichen Patenkinder, um dem Herrn Ratmann Glück zu wünschen zur Ernennung. Es war ihrer eine ganze Schar, denn Johanns Gutherzigkeit

verlangte sich nie. In der großen Diele wurden sie bewirtet, und Telse selbst überwachte die Verteilung von Met und mürbebackenen Stücken Kuchen. Sie wußte, was sie der neuen Würde schuldig war, aber, wie immer, schreckte das Bardewiecksche Wesen. Die Kinder blieben scheu, und das Wort erstarrte ihnen auf den Lippen. Sei, wie das bei Johanns Eintritt anders wurde! Im Mai waren sie alle um ihn her, und es konnte die Lust kaum erhöhen, daß er jedem einen blanken lübischen Schilling in die Hand drückte. Eine kleine Zweijährige griff er auf und schwenkte sie hoch. „Nun sag', wie heiß ich?“ Aber ehe noch das stammelnde Mündchen ein Wort finden konnte, schrie die ganze Horde: „Der gute Junker.“

Johann lachte hell auf. „Ich dank' Euch für Eure gute Meinung, Liebwerte.“

Es war, als ob ein Sonnenstrahl durchs Fenster bräche. In seiner Heiterkeit waren Blick und Ton von bestrickendem Reiz. Telse selbst empfand es mit schmerzlicher Bitterkeit. „Ost denk' ich, ich hasse ihn. Dann wieder mein' ich, niemand in ganz Lübeck ist ihm gleich“, dachte sie. In einer aufblühenden Eifersucht auf die Kinder wintte sie ihn zur Seite. „Du machst dich zu gemein. Dies sind ja alles nur niedrer Leute Kinder.“

„Du bist ja dafür um so stolzer, so gleicht sich's wieder aus“, sagte er mit entzückend leichtsinnigem Lächeln, aber dann wurde sein Blick ernst. Das Liebste, das Beste fehlte doch in der Schar. Was waren ihm all diese fremden, derbgekauften, mehr oder minder plumpen Gesichter gegen die feinen Züge seines Klaus? Gerwins und Hansens lange Abwesenheit hatte er gelassen ertragen, nach diesem Kinde sehnte er sich. Das war Geist von seinem Geist. Wie klug der Junge jetzt schon dachte. Wie fein er empfand. In wenigen Jahren würde er mit ihm sprechen können wie mit einem Freund. Und dann die süße, zutrauliche Zärtlichkeit, die sich wie Balsam aufs Herz legte. „Tag und Nacht möcht' ich ihn um mich haben. Aber es wird die Qual meines Lebens werden, daß ich's nicht darf“, dachte er.

Eines Tages traf er Klaus am Fluß, wo er aufmerksam dem Beladen einer Snyke zuschaute. Als der Knabe Johann erkannte, lief er mit einem Freudenschrei auf ihn zu. „Junker!“

Johann strich ihm zärtlich das Haar aus der Stirn und freute sich an den schönen, reinen Linien des Gesichts. „Du laßt dich lange nicht blicken lassen, mein Klaus. Wie kommt das?“

„Die Frau Mutter hat's nicht gelitten. Sie sagt, Ihr seid jetzt ein gar vornehmer, gewaltiger Herr geworden.“

„So sag' der Frau Mutter, ich sei für sie und dich daselbe, das ich immer gewesen und gar nichts anderes, und daß ich böse würde, wenn sie dergleichen noch einmal sagte.“

„Was seid Ihr denn, Herr?“

„Laß das nur“, wehrte Johann. Seine Blicke folgten einer Rogge, die gerade mit geschwellten Segeln die Ausfahrt antrat.

„Möchtest du in einem solchen Schiff reisen, Klaus?“

Der Knabe nickte eifrig. „Ja, auf dem Aufbau möcht' ich stehen, da, wo es ganz hoch ist. Oder lieber noch im Mastkorb.“

„Da fällst du heraus und plumpst in die See.“

„Oh, Ihr mühtet neben mir stehen und mich festhalten.“

Johann griff unwillkürlich nach der kleinen Hand. Wie doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich immer wieder bei dem Knaben regte. Aber er — der Ratmann — durfte der Stimme des Blutes, wie laut sie auch sprach, nicht nachgeben. Nur mit seinen Blicken konnte er dies Kind begleiten, das ihm unfählich teuer geworden war, nur von weitem konnte er sein Schicksal zu lenken suchen. Er suchte nach einem äußersten Beweise seiner Zärtlichkeit und griff in die Gürteltasche. Da fühlte er etwas Hartes, — Frau Beatas Rubinschnalle, die noch seit neulich darin steckte.

„Da, nimm, und bitte die Frau Mutter, daß sie sie dir auf deinen Gürtel hefte.“

Das Gesicht des Kleinen strahlte. „Ich dank' Euch gar schön.“ Vom Werte des Geschenkes ahnte er nichts, und Johann dachte mit Rührung, daß seine Freude über einen Kreisel oder eine Handvoll Muscheln ebenso groß gewesen sein würde.

Lauchzend sprang er davon, die blankte Spange in der Hand schwingend, aber schon des anderen Tages kam er zögernd und betreten in Johanns Schreibzimmer.

„Die Frau Mutter läßt Euch sehr danken, aber die Spange sei viel zu kostbar für einen dummen Buben. Das sei was für vornehme Herren und Damen“, sprach er, als ob er eine Lektion herfrage.

Johann zog ihn lächelnd an sich. „So sage der Frau Mutter, geschenkt sei geschenkt, und ich nähme nichts wieder. Wenn du für die Schnalle noch zu klein seiest, so möge die Frau Mutter sie sich selbst ans Kleid stecken. Ich liesse sie schön darum bitten“, sagte er, während er Klaus das Brunkstück ins Täschchen stopfte; etwas hastig, denn er hörte von fern Telses Stimme.

„Wollt Ihr heute mit mir spielen?“

„Ein andermal. Dein Junker Johann ist Ratmann und hat viel zu tun. Komm jetzt.“

Er faßte Klaus bei der Hand und zog ihn schnell über die Diele, um ihm das schwere Haustor zu öffnen. Da stieß er auf Telse, die die Galerietreppe herunterkam. Sie war es gewohnt, allerlei „Bettelvolk“ bei Johann aus- und eingehen zu sehen und würde den Knaben kaum beachtet haben, hätte er nicht sein Köpfelein gezogen und, wie die Mutter es ihn gelehrt, einen Bückling vor der gestrengen Frau gemacht. Er stand just in der Bahn eines breiten Strahls, den die Morgensonne durch das große Fenster neben der Tür warf. Neugierig beleuchtete sie die schöne weiße Stirn, in die braune Boden fielen, die feine Nase und die glänzenden, freundlichen Augen. Und so sah Telse, was jedermann sah und sehen mußte, die Ähnlichkeit zwischen dem Gesicht des Knaben und dem des Mannes. Sie wurde flammend rot, dann sahl.

„Wer bist du?“ herrschte sie Klaus an. Er sah zu ihr auf mit der Furchtlosigkeit eines Kindes, das immer nur Güte erfahren hat, aber ehe er noch antworten konnte, sprach Johann: „Er ist ein armer Knabe, dessen ich mich annehme. Sein Vater starb an der Pest.“

Sie lachte höhnisch auf. „Mir scheint, sein Vater ist munter wie ein Vogel im Hanffamen.“ Alatschend fuhr ihre Hand Klaus ins Gesicht. „Da — und da. Und nun fort mit dir.“ Sie riß die Haustür auf und stieß ihn hinaus.

Johanns Gesicht verzerrte sich schrecklich im Zorn. „Weib“ — knirschte er.

„Wohl ein Patensohn, wie? Ich danke für solche Patensohne. Kommt mir dieser noch einmal ins Haus, so laß ich ihn durch Greif hinausbehen.“

Er sprang auf sie zu, packte sie an beiden Handgelenken, und schüttelte sie wortlos; seine Augen loderten sie an. Ihr wurde heimlich angst, aber sie hielt ihm stand.

„Nur zu — nur zu —“ leuchtete sie. „Ich bin auf alles gefaßt. Heda, Christoph, Heilwig, Elsabe —“

Sie scheute sich nicht, die Dienstboten zusammenzurufen? Angewidert stieß er sie zurück, ging in sein Schreibzimmer und schlug die Tür hinter sich zu. „Satan, du!“

Eine lange Weile stand er mit gerunzelter Stirn zu Boden starrend. So ging das nicht weiter. Dies reinte Glück seines Lebens, an dem sein Herz hing, wollte er sich nicht zerpfücken und beslecken lassen. Aber daraus ergaben sich zwei Notwendigkeiten. Klaus durfte nicht mehr in dies Haus kommen, seine lichte Kinderfröhlichkeit das schummerge Schreibzimmer nicht mehr erhellen, und er selbst — Johann — würde Schleichwege gehen müssen. Zu ändern war das nicht. Telse selbst trieb ihn dazu. Er grübelte über Mittel und Möglichkeiten, bis die Glode ihn aufrüttelte, die vom Turm der Marienkirche die Ratsherren zur Sitzung rief. Es war heute keine der gewöhnlichen Versammlungen, in denen man über die täglichen Vorkommnisse beriet. Zum erstenmal seit dem Einzug des schwarzen Todes sah der Hansasaal wieder die Ratsfendeboten der Bundesstädte. Von Köln bis Reval waren sie herbeigekommen; wetterharte, gescheite Männer und herrschgewohnt im Rat der eigenen Stadt, aber hier war ihr Wesen gleichsam gedämpft wie das trotziger Basallen am Hof des Lehnshehrrn. Am auffälligsten war das bei Herrn Peter Gildemeester, dem Bremer Abgesandten. Er war sichtlich bemüht, eine würdevolle Haltung anzunehmen, aber sein dickes, rotes Gesicht trug einen gespannten, befangenen Ausdruck, beinahe als fühle er den versteckten Spott in den Mienen der Hamburger und Stralsunder Herren.

(Fortsetzung folgt).

Was man heute in Italien erleben kann.

Ein improvisiertes Gastspiel. — 2500 Jahre zurückversetzt. — Brudergeist in der deutschen Künstlerkolonie. — Der Priester, der den Katzen die Schwanzspitze abbeißt, oder Wege zu besserem Mäusefang. — „Schönes Sizilien! Guter Deutscher!“

Von Dr. Franz Köhler.

Eine Kunst soll das Reisen sein, die man geflissentlich übt und liebt, und nicht eine Sache, die man mechanisch abwickelt. Alles Reisen muß ein feierliches Wandern durch Welten sein, die man mit Ehrfurchtvollem Staunen betritt und gesegnet verläßt. Ein Eroberer muß der Reisende sein, kein rasender Eindringling. Wer den Kreis des Alltags auf der Reise nicht abzuschütteln vermag, wer nicht endlich einmal Ferien machen kann vom sonst gelebten Ich, der bleibe zu Hause. Mit der Sonne der Sehnsucht im Herzen muß man reisen und mit gespannten, weit aufgeschlossenen Sinnen, und in der Fremde und Ferne soll man eine Heimat suchen.

Es gibt Länder, die wie das Weib immer wandelbar sind für den, der sich noch wundern und der noch bewundern kann. Das Schaudern bleibt der Menschheit bestes Teil. Und wer die Kraft zum Staunen ausbringt, dem ist die Welt nicht stumm, selbst Italien nicht, das schon so oft durchreiste und doch nie erschöpfte.

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelte auch mir in Großgriechenland, auf Sizilien, dort, wohin kaum Mussolini mit Särasenmacht reicht. Im „Antiken“ Theater war's auf Taormina; an einem unwahrscheinlich schönen Frühlingstage gab's mir der Geist ein, den 9. Gesang der Odyssee und den ersten Chor von Sophokles' Antigone in der Ursprache zu deklamieren. Bald war der weite Raum von aufmerksamen Zuhörern gefüllt, und in tiefer Andacht lauschte man, wie einst vor 2500 Jahren das Griechenvolk, dem melodischen Klang der ewigen Rhythmen. Und als die Oden des Horatius und Ovids Metamorphosen und der Geisterchor aus Goethes „Faust“ erlangen, da war's, als ob die Schranken der Zeit fielen und eine ewige Gegenwart aufstrahlte. Der schneebedeckte, dumpf grollende Aetna am Horizont, tief unten das blaue, schäumende Meer, rings herum all die aus Ruinen erwachte Frühlingssprache — viel anders war die Umwelt nicht, als die echten Töne der Griechendichter aus berühmtem Munde erklangen, und alles Volk des Gottes und der Gesänge voll ward. Und selbst der biedere „Kustode“ wurde so stark von Begeisterung erfüllt, daß er mit mir um die Wette seinen Sophokles rezitierte mit stark bewegten Gesten. Bis in die obersten Sitzreihen hinauf waren wir beide verständlich. Und als ich dem wackeren Mimen den Solido der Anerkennung reichen wollte, nahm er ihn von dem „Professore tedesco“ (deutschen Professor) nicht an. Ich hatte sein Herz und seine Bewunderung gewonnen. Und „Kollegen“ zehnten einander nicht. Mit Tränen der Dankbarkeit im Auge nahte sich mir die bessere Hälfte eines hochzeiterreisenden Ehepaares, und ihr warmer Händedruck war mir Dank genug. —

Ciceros, Horazens und Lullus' Spuren fand ich im alten Tustulum, im heutigen Frascati, im deutschen Künstlerheim des weitbekannten Malers Arthur Schlüßel in dem herrlichen Palazzo Pallavicini. Nicht nebenan hatte einst Wilhelm II. in der Villa Falconieri für deutsche Künstler und Gelehrte ein trautes Heim geschaffen. Paul Heyse und Richard Voß hatten hier einst gebüht und geschaffen, schöpfend aus den webenden Geheimnissen der römischen Campagna — und heute? Eine internationale Kino-Gesellschaft durfte hier sich breitmachen und die herrliche Stätte durch ihren armseligen Riisch verheeren. Es war mir, als verhüllten Cicero und Horaz ihre Häupter, trauernd über den erbärmlichen Wandel der nichts mehr heilig achtenden Zeiten.

Eine Ehrenrettung des mit Unrecht nur als Schlemmer verrufenen Lullus, des großen Lehrers seines größeren Schülers Caesar, wollte ich schreiben und ihm danken, daß er einst die Kirse als Gabe der Labfal nach Europa gebracht. Und es war mir, als umwogten mich die begeistertsten Heilrufe der dankbaren Quiriten, die ihrer Cäsaren Triumphzüge hier sich ordnen und zum Einzuge nach Rom entfallen sahen. Nur die edle Falerner-Frascati-Rebe ist noch geblieben von all der einstigen Pracht, und dankbar weihte ich den erbärmlichen Wandel der nichts mehr heilig achtenden Zeiten.

Und von Positano soll ich noch erzählen, dem alten Poseidon-Nest, wo die Enkladen starren und Circe, die Zauberin, einst ihr Frevelspiel trieb? Eine felsenumgürtete Stätte verlassenster Einsamkeit in märchenhaftem Zauber-

glanz, wenn der Vollmond Meer und Felsen mit seinem Silberglanz übergießt und die lieben deutschen Maler die Früchte ihres Fleisches heimwärts tragen, um festzuhalten im Bilde all die Märchenpracht ringsum; und wo noch Geister und Mönchlein ihr Spiel treiben, und die biederen Landbewohner sich ängsten, wenn nach Sonnenuntergang ein Fremder des Weges daherkommt. Schnell wird das Kreuz geschlagen oder die Rune am Felsen muß abwehren den Spuk, den der böse Blick im Gefolge hat. Gar zu gern hätten wir eine Nacht in einem der Spukhäuser zugebracht, damit wir das Mönchlein sähen, das mit seiner Blendlaterne den fremden Eindringling beleuchtet. Man wehrte es uns, und wir sahen nur die Leuchtkäferchen am Wege ihr munteres Liebespiel treiben. Aber das ist ja gewißlich wahr, daß noch heute der Priester von N. den Katzen die Schwanzspitze abbeißt, damit sie besser Mäuse fangen; weit und breit strömt die gutgläubige Bevölkerung herbei, und der Priester soll mehr mit seinem Katzenchwanzspitz-Abbeißern verdienen, als durch seine sonstigen Verrichtungen. Und als mein schwerhöriger Reisegefährte der nichtsahnenden Dame näher rückte, um ihr besser lauschen zu können, drehte sie schnell ihr Amulett-Kreuzlein in zitternden Händen, weil's ihr nicht geheuer war. Aber wie herzlich nahe durften wir der halb gelähmten Künstlerin, nachdem sie uns kennengelernt, treten, welchen tiefen Eindruck durften wir gewinnen von dem festen Kameradschaftlichen Zusammenhalten der deutschen Künstlerkolonie in Positano! Da tritt jeder für den anderen ein und haben einander lieb wie Brüder und Schwestern. Wieviel still duldbendes, verborgenes Geldentum, wie frohe Schaffenskraft, welch gewinnende Teufeltätigkeit bei diesen wackeren Pionieren deutscher Kultur!

Und welch köstliche Rarität der Bevölkerung! Als ich in Amalfi eine Karte, die nach Frascati gerichtet war, frankieren wollte, lächelte mir der Schalterbeamte verständnisvoll zu: „Frascati, ah, vino buono, buono vino!“ Und die Schalterfräulein in Neapel stießen sich an und zwickten sich und kicherten, als ich um schnelle Abfertigung meines „Eingeschriebenen“ bat. Ich konnte ihnen nicht klar machen, daß mein Schiff nach Palermo in einer halben Stunde abging: „Ah, Schiff nach Palermo, schönes Sizilien, guter Deutscher!“ so schallte es mir entgegen!

Genug des Erlebten! Unters Volk muß man sich mischen, um die Seele des Volkes zu verstehen und zu würdigen. Trotz der alles streng überwachenden Faschisten ist der Italiener gegen Fremde, zumal gegen Deutsche, überaus höflich, freundlich und zurecht helfend. Das habe ich oft und dankbar genug erfahren, damals am meisten, als ich dicht vor Catania, nicht achtend, daß mein Wagen zum drittenmal abgehängt wurde, in den abfahrenden Torso-Zug sprang. Wie liebevoll hat man mich getröstet, wie freundlich mir geholfen!

Seid bedankt, ihr guten Menschen! Persönlich muß man reifen, gedankenschwer, und nicht bloß gefühlvoll. Dann wird das Reisen zur Lust und zur Freude!

Vom Anbau des Rhabarbers.

Von April bis Juni kann man den Rhabarbersamen auf ein Gartenbeet mit leichtem, frischem Boden säen. Die jungen Pflanzen werden auf ein ähnliches Beet verpflanzt und im Herbst — besser noch im nächsten Frühjahr — auf den für sie ausgewählten Platz gebracht. Ist der Rhabarber erst einmal angepflanzt, so erfordert er kaum eine weitere Pflege, als daß die Pflanzen im Herbst von den abgestorbenen Blättern gereinigt und gebüngt und die Beete im Frühjahr behackt werden. Vor allem muß man dafür Sorge tragen, daß der gewaltige Blütenstengel, sowie er sich zeigt, ausgeschnitten wird, weil seine Ausbildung die Pflanze merklich schwächt.

Die Rhabarberstöcke bleiben unter dieser Fürsorge eine ziemlich Reihe von Jahren ertragsfähig, besonders dann, wenn man vor dem Pflanzen den Boden rigolt und ihn gut düngt. Das Abblatten schwächt zwar die Pflanzen ebenfalls, aber doch nicht in demselben Maße wie der Blütenstengel, zumal, wenn man die Veraubung der Stöcke nicht zu weit treibt. Hierbei erachtet man es oft auch für zuträglich, die Blattstiele am Grunde abzubrechen, als sie abzuschneiden.

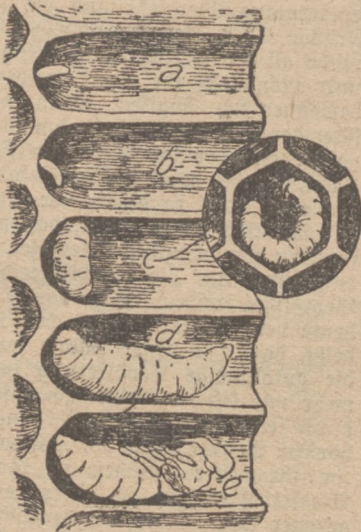
Man kann den Rhabarber auch durch Teilung starker Stöcke vermehren, was zweckmäßig zu Anfang Oktober ge-

schleht. Die jungen Pflanzen und dann schon im nächsten Frühjahr nutzbar, wenn man sich darauf beschränkt, jeder Pflanze nur ein bis zwei Blätter zu nehmen. Damit aber diese Pflanzen die erwünschte Vollkommenheit erlangen, muß der Boden sehr tief gegraben und reichlich gedüngt werden.

Der Biene Werdegang.

Wer nicht gerade mit seinen Bienen schon mehr Erfahrung hat, steht bei so manchen Begebenheiten wohl immer wieder einmal wie vor einem Wunder. Schon der Werdegang der Biene vom Ei zum Insekt ist längst nicht für jeden ganz offenkundig.

Wie wir aus dem Bild hier sehen, steht (oben in Zelle a) das frischgelegte Ei zuerst auf dem Grunde der Zelle aufrecht. Nach und nach aber neigt sich das mit einem Klebstoff am Zellgrunde befestigte Ei (vgl. Zelle b!) und steht nachher schief oder liegt gar. Die am dritten Tage auslaufende Made, um deren Fütterung sich die Bienen alsbald bemühen, liegt zunächst so gekrümmt, wie es bei Zelle c und daneben, etwas größer gezeichnet, im Querschnitt der Zelle zu sehen ist. Die später gestreckt in ihrer Zelle liegende Made (vgl. Zelle d!) spinnt sich bald ein und wird dann zur „Nympe“, die man in Zelle e sieht. Der Madenzustand dauert bei einer Königin 5½, bei der Arbeitsbiene 6 bis 7 und bei der Drohne 6 Tage. Als „Nympe“ verbringt eine Königin 7 bis 8, eine Arbeitsbiene 11 bis 12 und eine Drohne gar 15 Tage.



Bei der Aussaat von Blumen sollten die Arten und Sorten deutlich bezeichnet werden (durch Schrifttafeln oder Etiketten), damit man später genau weiß, was man eigentlich an dieser oder jener Stelle gesät hat.

Quitten und Haselnüsse werden durch Absenker vermehrt, indem man am Stoc einen ungefähr fingerstarken Zweig abbiegt und ihn mit seinem mittleren Teil in die Erde versenkt. Durch Drehen oder durch Einschnitte wird die Rinde dieses Zweigteils, und an diesen Stellen bilden sich in ein bis zwei Jahren genügend Wurzeln. Dann kann der abgelegte Zweig als selbständige Pflanze vom Mutterstoc getrennt werden.

Bewegung und Arbeit für trüchtige Stuten.

Angemessene Bewegung ist den trüchtigen Stuten natürlich weit zutrüglicher als die Ruhe im Stall. Die Bewegung bei passender Arbeit übt einen wohlthätigen Einfluß auf die Verdauung aus, und die Pferde werden auch durch den Aufenthalt im Freien vor Verweichlichung bewahrt. Wenn also hier und da immer wieder die Frage auftaucht, ob man trüchtige Stuten überhaupt zur Arbeit benutzen soll, so muß die Frage selbstverständlich bejaht werden, wenn die trüchtigen Stuten zu solchen Arbeiten benutzt werden, die ihnen keinen Schaden bringen.

So wäre also nur die Frage zu beantworten, welches passende Arbeiten für trüchtige Stuten sind. Am besten nun eignen sich leichtere Feldarbeiten an der Egge und am Pflug. Dagegen werden die Stuten mit Recht nicht gern an die Deichsel gespannt, weil das Tier beim Zug an der Deichsel nicht selten heftige Stöße gegen den Leib erhält. Auch zu solchen Arbeiten, welche eine starke Anstrengung erfordern — z. B. schwere Holz- und Steinfuhren —, dürfen trüchtige Tiere nicht herangezogen werden.

Besonders muß man stets darauf achten, daß trüchtige Stuten nicht stürzen. Müssen jedoch die Tiere zu Arbeiten benutzt werden, bei denen diese Gefahr vorhanden ist, dann ist besonders sorgfältiges Führen des Gespannes eine unbedingte Voraussetzung.

Je näher die Zeit des Abfohlens herankommt, desto sorgfältiger muß die Stute natürlich behandelt werden, und zwar in jeder Hinsicht. Doch ist eine mäßige Bewegung selbst in der letzten Zeit der Trüchtigkeit dem Tiere weit zutrüglicher als vollkommene Ruhe.

Palmetten in U-Form.

Wer sich mit dem Ziehen von Palmetten befaßt, weiß, daß die einzelnen Teile einer Palmette oft schwer im Gleichgewicht zu erhalten sind. Vielfach bleiben die untersten Teile zurück und sterben nicht selten allmählich ab.

Bei der in der Abbildung wiedergegebenen U-Form verschwinden diese Nachteile; sie gestattet dem Pfleger, sämtliche Aeste von Natur aus ohne besondere Mühe im Gleichgewicht zu halten. Die am ungünstigsten gestellten Aeste sind bei der U-Form auch immer die längsten und können daher eben wegen ihrer Länge auch eine größere Anzahl von Knospen und Trieben bilden, also auch mehr Blätter haben. Die in Rebe stehende Palmettenform macht also dem Pfleger keine große Mühe beim Ziehen und ist überall anwendbar. Die Stagen werden etwa 30 Zentimeter voneinander entfernt gebildet. Der Abstand der Bäume kann 3¼ bis 5 Meter betragen, bei einer Wand von 1½ Meter Höhe 3½ bis 5 Meter, bei einer von 2 Meter 4 Meter und so fort. Denn was dem Baum an Höhe fehlt, kann ihm an Breite gegeben werden.

Oberärzner P. Teile.



Aus aller Welt.

Zuchthaus. Der erste Eindruck eines Besuches im modernen deutschen Zuchthaus ist eine Ueberraschung, wie jede erste Begegnung mit Dingen, von denen man eine veraltete und konstruierte Vorstellung hat. Es klirren keine Ketten. In den sauberen, zum Teil mit Blumen und Bildern geschmückten Zellen sitzen keine vertierten Menschen, die dumpf brütend über ihr Schicksal verzweifeln. Der Direktor — ein lachender, bewußt kaufmännisch-praktisch denkender, jugendlicher Mann — hat nichts von der Furchtbarkeit und Dürstlichkeit des Wortes „Zuchthausdirektor“. Ihn interessiert nur, was aus dem Einzelnen werden kann. Der Bilderartikel in der neuesten Nummer des „Illustrierten Blattes“ (Nr. 27) zeigt, wie das moderne Strafverfahren bestrebt ist, die unglücklichen Opfer trauriger Umstände zu arbeitenden, nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen. Der bekannte Zeichner Erich Godal hat Momentbilder aus dem Zuchthausleben gezeichnet und den Artikel durch photographische Aufnahmen belebt. „Zwischen Buddha und Sowjetstern“ heißt ein Bilderartikel, der in das Land der Kalmücken führt. Der bekannte Weltreisende Lola Kreuzberg plaudert über ihren Elefanten „Nuri“, der durch den Film berühmt geworden ist. Eine besondere Seite ist den modernen Großbauten, dem Karstadthaus und dem Stuttgarter Hallenschwimmbad gewidmet, während der Pariser Korrespondent in einem lustigen Bilderartikel von den Heiratsmöglichkeiten in Paris plaudert. Bilder vom Tage, von Film und Theater und eine Scherzseite über das Reisen vervollständigen die reichhaltige Nummer, die überall erhältlich ist.

Die Münzen des Vatikan. Italienischen Zeitungen zufolge wird der Vatikan Münzen aus Kupfer, Nickel, Silber und Gold prägen. Diese Münzen tragen auf der Vorderseite den Kopf des Papstes, auf der Rückseite die Wertbezeichnung und sie werden als Zahlungsmittel in Umlauf gesetzt.



Humor des Auslands.

Bei feinen Deuten.

„Der gnä' Herr wünschen?“
„Franz, zählen Sie mal tausend Schafe, die über einen Zaun springen, bis ich einschlafe.“
Judge.